

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 12 (1918)
Heft: 8

Artikel: Der Einsiedler von Mels
Autor: Züricher, U.W.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-134339>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Einsiedler von Mels.

I.

Wenn man Jahrzehnte lang in einem herzlichen Freundschaftsverkehr zu einem Menschen gestanden, dem man so viel Klärungen und geistige Förderungen verdankt und man nun plötzlich die unerwartete Nachricht erhält, daß das stille Denkerleben zum Abschluß gekommen, so überfällt einen eine tiefe Trauer. Das Leben ist wieder ärmer geworden. Rudolf Willy ist tot. Einer der Echten, Kühnen, Freien ist von uns gegangen. Wenige kannten ihn, und wenige wußten, welch ungeheures Gebiet menschlichen Denkens und Kulturlebens von diesem Geiste in seiner weltzugewandten Einsiedelei verarbeitet und neu gestaltet worden ist. Sein Andenken lebendig zu erhalten, schreibe ich diese Zeilen.

Die Betrachtung jedes echten, ursprünglichen Denkers hat ebenso sehr etwas Befreiendes, Kräftigendes, Anspornendes, als auch etwas unendlich Wehmütiges, Drückendes. Die klärenden Gedanken, die übertragenen Energien spürt man freudig in sich weiter wirken. Andererseits aber lastet die Erkenntnis auf uns, daß all diese starken Lebenskräfte so schwer zur Wirkung gelangen, daß die Menschheit dem Flitter nachläuft, und daß die Seltenen, die ganz ohne Einbildung allen Grund hätten zu wünschen, daß ihre Stimme gehört werde, zu Selbstgesprächen verurteilt erscheinen. Wie mancher, dessen feuriger Geist mit weltumbildenden Hoffnungen große Gedankengeschenke austeilte, galt zu Lebzeiten im besten Fall als sonderbarer Kauz.

Immerhin haben wir zu unterscheiden. Bei vielen leidenschaftlichen Denkern bildete die begriffsspaltende Gelehrtensprache ein sehr begreifliches Hindernis zur weit um sich greifenden Wirkung. So kam's, daß immer nur Gelehrte und immer wieder Gelehrte sich mit ihnen beschäftigen, und der Geist schließlich als Universitätstreibhausgewächs angesehen wird. Für die einfachsten populären Bedürfnisse hat man ja die Priester. In den seltenen Fällen aber, wo eine ursprüngliche Flut lebensfrischen Denkens diesen Tatbestand als unendlich empfindet, wo ein stark empfindendes Dichtergemüt sich zur schärfsten Verstandesklarheit gesellt, da gelingt es doch manchmal, daß die helle Geistessonne hindurchleuchtet zwischen die schweren Wolken der offiziellen Kathedergelehrsamkeit und der eben so offiziellen Kanzelgefühllichkeit. Nur in solchen Momenten ist wenigstens die Möglichkeit da, daß Leute sehr verschiedenen Bildungsgrades gleicherweise mächtig gepackt und gefördert werden können. Als solch seltenste urwüchsige Kraft erscheint mir der zu seinen Lebzeiten so schwer verkannte Rudolf Willy.

II.

Es war Ende der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Als ich damals in Zürich studierte fiel mir schon rein äußerlich unter

den akademischen Lehrern ein Mann auf, der sich offenbar in seiner Lage nicht am richtigen Platz vorkam. Es war eine großgewachsene, gar nicht salonmäßig gepflegte Gestalt mit etwas eckigen, bärenhaften Bewegungen, hoher Stirne, guten Augen und schweren Gesichtszügen, auf denen es aber wetterleuchtete von lebhaftem Geist, kräftigem Humor und milder Freundlichkeit. Das war Rudolf Willy, Privatdozent der Philosophie. Man merkte ihm bald an, daß die Enge des staatlich geregelten, geschäftsmäßigen höhern Erziehungswesens wie ein Alpdrücken auf ihm lastete. Hinter dieser Stirn mußte eine werdende Welt brodeln und gären.

Ich hörte dann Vorlesungen bei ihm. Er las gerade über neuere französische Philosophen, vorab über Bergson. Charakteristisch genug: Es war lange bevor Bergson zur europäischen Berühmtheit wurde. Willy hatte überhaupt ein außerordentlich scharfes Witterungsvermögen für wirklich produktive Geister. So hat er z. B. auch das Panideal Rudolf Holzapfels, das heute in aller Mund ist, schon vor zwölf Jahren ausführlich kritisch gewürdigt. Zuhörer waren wir in seinen Vorlesungen gewöhnlich weniger als ein halbes Duzend. Alles was er vortrug war phrasenlos, war durchdacht, war voll einschneidender Logik und schlichter, sachlicher Klarheit. Man spürte, hier war ein Denker, der die Macht seines Denkens brauchte, um sie am bedeutenden Gegenstand zu bewähren. Schon damals fiel es mir auf, wie sehr von ihm die Gedanken nicht gesondert dargestellt wurden, sondern immer im Zusammenhang mit dem ganzen Wesen des Mannes, dem sie entsprungen waren. Willy war leider kein glänzender Redner und gesellschaftliche Gewandtheit ging ihm ganz ab. Das mag mit dazu beigetragen haben, daß die Universitäten sich diese einzigartige Kraft entgehen ließen. Natürlich fehlte es den zuständigen Behörden auch am psychologischen Blick und zwar in solchem Maße, daß ihm in Bern, wo er auch eine Zeitlang doziert hatte, der bekannte später auf sehr unrühmliche Weise abfahrende Professor Stein vorgezogen wurde. Willy hatte ja wohl am Anfang seines Lebens auch allerlei Illusionen über akademische Wirksamkeit. Später, als er sich zu einem resoluten Einsiedlertum entschlossen hatte, strebte er nicht mehr viel äußerliches an, sondern lebte ganz in der reichen Flut seines Innenlebens still verborgen in Mels. Es brauchte schon eine gehörige Zuspriechung, um ihn einmal aus seiner Höhle herauszulocken. Zu Hause bei seinen Büchern und in seinem Garten fühlte er sich in lebendigem Zusammenhang mit der Menschheit. Trat er aber einmal unter die Menschen, erschrak er leicht. Dann wurde ihm seine Andersartigkeit, sein Leben eines einsiedlerischen Erkenntnismenschen schwer bewußt, dann fühlte er, wie sehr er sich in allem Urteilen und Werten von seinen Mitmenschen unterschied, wie sehr die Mehrzahl seine Andersartigkeit nur als Hochmut oder als Unfähigkeit empfanden; dann spürte er, wie fremd ihm all die städtische Bildungs- und Halbbildungswelt war, viel fremder noch, als die doch in natürlichen Formen,

wenn auch allzu oft ohne höheres geistiges Leben sich bewegende Bauernwelt. Seine liebste Lebensführung wäre die eines Lehrers gewesen in einem Volk voll geistbewegter Menschen, die geistige Fragen mit einer kühnen, vorurteilslosen Leidenschaftlichkeit anzupacken verstünden. Das war ihm versagt. Umso ungenierter führte er seine philosophischen Selbstgespräche, umso furchtloser wurde er als Menschenbilderer. Als solcher macht er vor keiner Größe halt, ließ er sich von keiner Autorität blenden. Er wollte einfach erkennen und dann hatte er das Bedürfnis, das Erkannte niederzuschreiben. Der Seltenheit einer solchen Seelenverfassung war er sich voll auf bewußt und an kräftigem Selbstbewußtsein fehlte es dem äußerlich so schlichten und anspruchslosen Mann keineswegs. Den Blick nach vorn gerichtet in die Menschenzukunft hinein, war er sich klar, daß ein günstigeres Milieu einen bessern Boden zum Gedeihen der Menschenpflanzen abgab. Aber unter „Milieu“ verstand er nicht nur die paar ökonomischen und gesellschaftlichen Allgemeinheiten, sondern Milieu waren ihm eben auch alle die absonderlichen Menschenexemplare, welche die Kulturgeschichte ans Licht gewirbelt und die nun auf irgend eine Weise in der Gegenwart weiterwirkten. Diese seelischen Kräfte zu prüfen und zu durchschauen und so zu bewerten, war ihm ein Lebensbedürfnis. Und wenn ohne Selbstbesinnung kein geistiger Fortschritt des Einzelnen denkbar ist, so dürfen wohl auch diejenigen, in denen die Selbstbesinnung der Gesamtmenschheit gleichsam akut geworden ist, für sich doch den Ruhm in Anspruch nehmen, daß sie auch in ihrer Art wertvolle Arbeit leisten, wenn auch die große Menge nur sehr indirekt auf vielen Umwegen von ihr gewinnt.

Willly litt zu Zeiten schwer darunter, daß es ihm scheinbar so gar nicht gelingen wollte mit seinem übermächtigen Gedankenstrom die geistigen Mühlen zu treiben. Aber sein tapferer Geist half ihm immer wieder über alle niederdrückenden Hemmungen hinweg. In Bezug auf sein persönliches Leben kann man von einer ebenso vornehmen als humorvollen Resignation sprechen. Sehr bezeichnend, um das gleich hier zu sagen, ist die Art und Weise, wie der philosophische Junggeselle über die Frauen spricht. Vor dem möglichen Einfluß der Frau auf den Mann zeigt er immer eine feine Verehrung. Dank der Liebe zum Weibe sieht er das Denken inniger, vertiefter und umfassender werden. Er ist also ebenso weit entfernt von Niezsches tropenkollerigen Anwandlungen, wie von Schopenhauers mürrischer Anurrierei eines verbitterten Zukunftsgekommenen.

III.

Die Geschichte von Willlys leiblichem Sein ist also höchst einfach. Umso reicher ist die Geschichte seiner Geistigkeit; denn hier kann man wirklich von einer Geschichte reden von einem unablässigen geistigen Wachstum. Die Dokumente dieser Geschichte sind in seinen Schriften

niedergelegt, und auf diese Dokumente möchte ich sehr eindringlich aufmerksam machen. Wenn mich nicht alles trügt, haben wir es nämlich hier nicht nur mit den Dokumenten eines persönlichen geistigen Werdens zu tun, sondern mit Werken, die in mehr als gewöhnlichem Maße, als Dokumente des menschlichen Denkens überhaupt gelten dürfen.

In einem innerlich reichen Menschen drängt sich das Wesentliche trotz aller äußern und innern Widerstände durch und füllt mit persönlichem Geiste das, was es schafft. Ist ein solcher Mensch vorwiegend philosophisch veranlagt, so bildet seine Philosophie am Ende einfach eine Umschreibung seines Wesens. Mag er ursprünglich von noch so wesensfremden Geistern beeinflusst werden, sie dienen ihm schließlich doch nur zur Häutung und Abklärung. Aber den Beeinflussern verdankt er rascheres Zurechtfinden im eigenen Seelenlabyrinth.

Der eigentliche Lehrer Rudolf Willy, wie er auch derjenige Rudolf Holzapfels gewesen ist, war Richard Avenarius, der Bruder des heute wohl bekannteren Kulturpädagogen vom „Kunstwart“. In der von Avenarius herausgegebenen Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Philosophie hat Willy seine ersten Artikel veröffentlicht. Mit den Gedanken von Avenarius setzt er sich immer wieder auseinander, freilich von Buch zu Buch in anderer Weise. Ist er am Anfang oft noch ganz im Banne seines Lehrers, so setzt er sich schließlich trotz aller persönlichen Sympathie über dessen Hauptgesichtspunkte hinweg. Wir haben den in der Kultur- und Philosophiegeschichte so häufigen Fall, der je nach dem Standpunkt eines gewissen Humors oder auch einer gewissen Tragik nicht entbehrt, daß die ursprünglich leidenschaftlichen Verkünder eines verehrten Menschen schließlich über dessen Lehren sehr unbefangen umlernen. Man muß sich davor hüten, dies nun etwa zu Ungunsten der Umlernenden deuten zu wollen. Im Gegenteil, die immer klarer hervortrende eigene Anschauung erkennt umso stärker die Lücken und Mängel des Andern, als man sich mit ihm verknüpft fühlt. Beim Verdichten der eigenen Gedanken werden die Unterschiede lebhafter. Man denkt: Herrgott, wie hab ich das nur einmal glauben können! Man wendet sich dabei mehr gegen seine eigene Vergangenheit als gegen den Lehrer dieser Vergangenheit. Jeder selbständige Denker darf sich von dem Gefühl liebender Verehrung nicht zu sehr mitreißen lassen. Die Gedanken verlangen Freiluft und nicht Wehrauch. Im Verhältnis von Willy zu Avenarius war es nicht nur das Durchschauen gewisser Unhaltbarkeiten, sondern der sehr-uner-schrockene kantige Freiluftmensch, der Willy war, hatte für sich keine professoralen Schutzwände nötig in Form unzugänglicher Begriffsburgen. Avenarius war freilich geborner Philosoph, dem eine zusammenhängende Weltanschauung Bedürfnis war. Aber in seinen Schriften zeigt er sich stark als Begriffsmensch und Schematiker und mag möglicherweise das begriffliche Denken etwas überschätzt haben. Die unmittelbare Anschauung und Phantasie, die für Willy auch in den abstraktesten Gebieten das Entscheidende blieb, liegt bei Avenarius mehr im

Hintergrund und seine Sprache verrät wohl eine unglaubliche Beweglichkeit in geistreichen, unterscheidenden Wortneubildungen; aber dies geht so weit, daß sie oft fast unleserlich wird. Viele systematische Geister (von Parmenides bis Avenarius) kommen wahrscheinlich bei der Methode, ihre schriftliche Hinterlassenschaft zum Ausgangspunkt ihrer Beurteilung zu nehmen, schlecht weg. Sie haben vielleicht, weil sie sich in lebendiger Gegenwart bewegten, ihr Bestes unmittelbar mündlich ausgegeben. So sind ihre im weitesten Sinne produktiven Kräfte nicht verloren gegangen, sondern nur in die Umwelt ausgestrahlt, wo sie nun freilich nicht hintendrein gemessen und gewertet werden können. Die Nötigung zum Schreiben kam bei einigen vielleicht nur durch ein paar sonderbare Gedanken, die in ihnen auftauchten, und die sie weiter ausspinnen mußten, um sich über ihren Wert oder Unwert klar zu werden. So werden viele Philosophen vielleicht nur wegen einem psychologischen Experiment, also im Vergleich zu ihrer Gesamtpersönlichkeit, wegen etwas ganz untergeordnetem berühmt oder berüchtigt. So soll das Leben des Parmenides z. B. unter den Griechen sprichwörtlich gewesen sein als ein vorbildliches, von Ernst und Milde getragenes Wirken. Das Wichtigste an ihm war also offenbar seine Grundstimmung, seine nachdenkliche, wohlwollende Gesinnung und seine Unabhängigkeit. Wie unwesentlich ist daneben das, was ihn berühmt gemacht hat, seine ungenießbare Scholastikerlehre vom starren, unveränderlichen Sinn. Nun bei Avenarius muß der Mensch auch sehr viel anziehender gewesen sein, als die sehr gelehrtenhafte, schwer zugängliche Sprache seiner Schriften.

Einen großen Einfluß auf Willy übte auch der in einigen Grundgedanken mit Avenarius verwandte Ernst Mach aus. In Mach sah Willy vor allem den großen Naturforscher und jenen Typus des reinen Wissenschaftlers, der seiner Art Mensch sehr entgegenkam. Willy, der wie Avenarius und stärker als dieser das lebhafteste Bedürfnis nach einer einheitlichen Gesamtvision des Lebens hatte, fühlte sich immer von den bloßen, vom sozialen Zusammenhang losgelösten Fachgelehrten abgestoßen. In Mach nun fand er den Forscher, der es verstand in einem beständigen Wechsel von einzeldinglicher Untersuchung und allumfassender Perspektive zu leben und so die Naturwissenschaften wieder in einen lebendigen Zusammenhang mit der Kultur brachte. Bei Mach, der schlicht und doch getragen von größter Sachkenntnis, die Geschichte der Entstehung der naturwissenschaftlichen Gedanken erzählt, erscheinen so Geschichte und Naturgeschichte unmittelbar mit einander verknüpft. Willy, für den die wissenschaftlichen Skeptiker nur auf den Hund gekommene Dogmatiker waren, sah im Gegensatz dazu in Mach den äußerst produktiven aber zurückhaltenden Forscher, der es über sich bringt eine unvollendete Weltanschauung zu ertragen. Auf Willy, dessen Bedürfnis nach der Gesamtvision nicht durch ein hohles Welt-schema befriedigt werden konnte, mußte die Gegenständlichkeit der Naturforschung einen starken Eindruck machen. Einen stärkeren freilich

noch der Tatsachenkomplex der psychologischen Forschung. So weit es sich bloß um einige wesentliche Grundfragen handelte, fand er bei der Auseinandersetzung mit Avenarius und Mach und andern akademischen Geistern vorläufiges Genügen. Das ist die Zeit, in der er seine erste größere Publikation: „Die Krisis in der Psychologie“ ihre Reise antreten ließ. Freilich spürt man schon ab und zu was davon, daß da ein Wildling unter die braven philosophischen Haustierte geraten war. In der Einleitung taucht schon bedeutend der Name Friedrich Nietzsche auf, aber um gleich mit dem Vermerk „Für später!“ wieder in der Versenkung zu verschwinden. Aber nur für kurze Zeit. Willy mag Nietzsche gegenüber etwa folgendermaßen empfunden haben: Aha, da sprudelt's, da kocht's, da werden Welten geboren. Der Herzensalat! Aber ich schrecke vor nichts Erreichbarem zurück. Also hinein! Ordnung, Richtlinien! Was ist Nietzsche? Was wollte er? Was strebte er an? Ist es möglich in das Chaos Uebersicht zu bringen? Lassen wir uns nur durch keine Paradoxen verblüffen! Schauen wir auch auf die Hintergedanken! —

IV.

So kam dann eines der merkwürdigsten Bücher zustande, die über Nietzsche geschrieben wurden. Willy stand wohl entzückt vor dem wundervollen Gedankengewitter, das Nietzsche heißt; aber zugleich war er zu gereift, zu wettergebräunt, als daß er nur einen Augenblick versucht worden wäre, die berühmten Schlagworte zu bestaunen. Im Gegenteil bewahrt er immer und überall seine eigene ruhige Ueberlegenheit und erfäßt zutreffend alle sogenannte Herrenmoral durchaus nicht als Stärke, sondern als Ausfluß nervöser Ueberreiztheit. Darin, daß Nietzsche mitten im ärgsten innern Widerstreit, mitten in eisiger Vereinsamung, trotz schweren körperlichen Hemmungen einen unzerstörbaren Glauben an seine Aufgabe, eine Fülle von Schenkensfreudigkeit, ein Uebermaß an Geist und einen fliegenden Geschwindschritt offenbart, und es versteht, sein Inneres so wortmächtig zu gestalten, sieht Willy das Erhabene, Denkwürdige und Einzigartige dieser Lebenstragödie. Er bewundert den psychologischen Scharfblick mit dem es Nietzsche versteht, durch ein paar Meisterstriche, geschichtliche Zusammenhänge aufzudecken. Er freut sich an Nietzsches scharfsinnigen, die Hintergründe witternden Schilderungen der Heiligen, Priester und Asketen, des Schuld-, Sünd- und Strafbegriffes, und endlich daran, daß Nietzsche überhaupt die gesamte Moral als Problem betrachtet und vom Standpunkt des wissenschaftlichen Erkenntnismenschen ergründet. Mit Nietzsche teilt Willy die Sympathie für die alten starken Griechen, deren Lebenszuversicht auch durch alle Schrecken des Daseins gar nicht umzubringen war, die durch Leiden wohl milde, weise, gütig, aber keine jammernden Büßer wurden. Nietzsche, der das dionysische Rauscherlebnis und das apollinische rauschbesänftigende Harmonieerlebnis beständig in sich trug, empörte sich gegen die Nüchternheit

der Zeit, gegen die selbstzufriedene, mittelmäßige Aufklärerkultur. Er ist bei seinem strengen Kulturbegriff durchaus nicht jeden Augenblick bereit, fünf gerade sein zu lassen. Mit einem Mitgefühl, dem viel eigenes Erleben zu Grunde liegen mußte, empfand und schilderte Willy jenes Nietzschegeschick, als Vereinsamter nur zu Wenigen zu sprechen, sich wie ausgestoßen, wie zufällig vorzukommen, wie ein überfatter Weiser, dem das höchste Schaffensglück, ein ganzes Volk, eine ganze Menschheit mit sich zu reißen, versagt geblieben.

In Nietzsche schätzt Willy besonders den rein beschreibenden Erkenntnismenschen, der sich auf moral-psychologischem Gebiet tiefste Spuren gesichert hat. Sehr schön schildert Willy wie in Nietzsche das Gegensätzlichste rasch auf- und niederwogte, wie die verschiedenen Moralidealreihen neben einander liegen und um die Herrschaft kämpfen; wie ein großzügiges Humanitätsideal, das dem kontemplativen Phantasiemenschen entspricht, im Streit liegt mit dem berücktigten Herrenideal des verbitterten Machtmonomanen, und wie schließlich der herrschlustige Uebermenschler über die hoch gesteigerte Intelligenz den Sieg davon trug. Scharf weist Willy nach, daß Nietzsches Kampf in Moralsachen in erster Linie der Sittlichkeit der Sitte gelte, jener anmaßenden, grenzenlosen Selbstgerechtigkeit des menschlichen Durchschnittsbenehmens, das jede persönliche Freizügigkeit mit moralischer Unzufriedenheit, mit Abneigung und Neid betrachtet. Wo Nietzsche von der Wirklichkeit des Lebens abirrt, beschönigt Willy gar nichts. So sieht er in der Art, wie Nietzsche den Altruismus bekämpft, sehr gewaltsame Verrenkungen des psychologischen Tatbestandes. Der sogenannte Humor im vierten Teil des Zarathustra wird von Willy zutreffend erkannt als Einsamkeitsgrimassen eines müde gekehrten Geistes. Aber Willy betont den Menschen gegenüber, die ihn innerlich gefördert haben, lieber die positiven Seiten. Das Auszeichnende bei seiner Nietzsche-darstellung, das übrigens auch von seinen andern Menschen-schilderungen gilt, ist die Gewohnheit, immer zwischen hinein gedanklich klärende, überblickende Darlegungen zu bringen, die durchaus auf der Höhe des behandelten Stoffes stehen. Wie flott ist auch der Angriff pariert, der Aphoristiker Nietzsche bringt nichts Neues! Willy führt aus, wie etwas absolut Neues ohne geschichtlichen Zusammenhang ganz undenkbar wäre, daß das Neue, das Wert habe, immer nur die Lebendigkeit des Empfindens und die Macht der Ausdrucksfähigkeit sei.

Höchst beachtenswert scheint mir das folgende, hier vollständig abgedruckte Schlußbekenntnis Willys: „Ich finde, wenn ich von den ganz großen Dichtern und von den großen Naturforschern, von denen ich nicht rede, absehe, bei dem einzigen Nietzsche mehr wertvolle —: ich meine fruchtbare Gedanken, als bei sämtlichen berühmten deutschen und englischen Philosophen zusammen genommen —: angefangen bei Thomas Hobbes und Leibniz bis herunter auf Mill, Spencer, James auf englischer und Locke, Fechner, Wundt auf deutscher Seite.“

Und nochmals, es handelt sich hier durchaus nicht um einen blinden Enthusiasten, der so redet, sondern um einen höchst selbständigen Einsiedlerphilosophen, der die angeführten Leute alle gründlich kennt, und der daneben über Nietzsche, sowohl in Bezug auf seine Machtmetaphysik wie in Bezug auf viele psychologische Einzelbetrachtungen sehr viel Böses und Kritisches sagt.

Wie hätte Nietzsche das Buch Rudolf Willys über ihn als Wohltat empfunden, nicht nur weil es so voll glühender Anerkennung der ungeheuren Spannkraft Nietzsches war, sondern gerade auch deshalb, weil Willy mit einem so seltenen philosophischen Rüstzeug und zugleich einer humorvollen, freizügigsten Denker Kühnheit und Unabhängigkeit ihn durchdachte, durchschaute, in hundert wichtigsten Fragen überprüfte. So hätte sicherlich Nietzsche bei all seiner zurückhaltenden Einsiedlerhaftigkeit dieses Buch, diese Kritik sehr wesentlich als fördernd und klärend empfunden und genossen, und Dank gefühlt, den Dank des Geistesmenschen, der wesentlich für geistige Wohltaten dankbar ist.

V.

Willy gesteht nun auch, daß er in der Erkenntnis eigener und fremder Torheiten, Schwächen oder Stärken bei niemand so viel gelernt habe, wie bei Nietzsche. Und daß das wirklich stimmt, dafür legte Willy nun gleich eine vollgültige Probe ab. Er hatte den Gedanken- und Kulturfreischärler in sich entdeckt. Eine Fülle langgehemmter Kraft mußte sich Luft machen. Vorerst galt es nun mal, bevor man an andere Probleme ging, mit frischen Maßstäben das berühmte Philosophenvolk zu messen. Er war so voll frohen Uebermutes, daß er mit den Gelehrten Fangball spielen wollte. Neue Gedanken über Wert und Unwert des menschlichen Wissens waren in ihm wach geworden. So entstand das Werk: „Gegen die Schulweisheit“. Eine Kritik der Philosophie. Urkräftig wurden jetzt alle die ehrwürdigen Weltdeuter aufs Korn genommen. Ob sie nun nach dem Vorbild Platons „Priesterweisheit orakeln“ oder nach dem Vorbild von Aristoteles als Vielwiser und Systemhelden an der Welt ihre „Chefredakteurtugenden“ und „Kompilatorkraftproben“ auslassen: überall sieht er ein grenzenloses Ueberwiegen der Schulkultur. Aber er schreibt immer helläugig und ohne Ueberstürzung und auch durchaus nicht lieblos. Grundlegende Erörterungen gehen Hand in Hand mit der Menschendarstellung. Stilistisch merkt man die vorangegangene Befreiung sehr gut. Alles ist klarer, schöner und zugänglicher gesagt.

Willy war ein Mann, der sich mit ganzer Kraft stemmte gegen alles, was bloße Gewohnheit, Bequemlichkeit und Autorität ist, der auch den schwersten Autoritäten gegenüber sich zwingt auf die Seite zu treten und kaltblütig und unboreingenommen zu prüfen. Die großen Verehrungen leuchten auch hinein; aber eine glückliche anti-autoritative Schnellkraft belebt das Ganze. Das Wesen des vorwärtsdrängenden, fesselsprengenden, aufwärtssteigenden Geistes ist eben anti-

autoritativ. Die Autorität kann höchstens bewahren und hat so den Unberufenen gegenüber ihre durchaus nicht zu unterschätzende Bedeutung; aber ebenso sehr kann sie auch verknöchern und in steriler Chineserei zu einem geistigen Versanden führen.

Nun, ich will hier nicht näher schildern wie uns Willy die einzelnen Philosophen, diese „Hohepriester des Absurden und Unfruchtbaren“ vorführt, wie er nachzuweisen sucht, daß bei den Philosophen die eigentlichen produktiven Energien — Sinnlichkeit und Phantasie — zu Gunsten des logischen Formalismus und der systematisierenden Gelehrtentätigkeit zurücktreten. Wer gewohnt ist, die Denker nicht nach ihren Systemen, fixen Ideen, Lieblingsvorstellungen und dergleichen zu beurteilen, sondern nach der Fülle lebendig anregender, produktiv machender Kräfte und nach der von klarer Anschauung getragenen formalen Gestaltung, muß an Rudolf Willy seine helle Freude haben. Er wird sich deshalb auch an gelegentlichen Aeußerungen, die gemäß der organischen Verschiedenheit wohl als Ungerechtigkeiten erscheinen können, nicht sehr stören. Das Draufgängertum eines gereiften und sehr gebildeten Mannes ist etwas so Seltenes, Künstliches, daß auch, wenn an Dinge und Menschen gerührt wird, die einem sehr wert sind, aller momentan sich aufdrängende Unmut rasch verstummt. Und schließlich braucht man ja auch hier wie überall nur das einem Zufagende zu genießen.

VI.

Willy war ein schlichter, warmer Mann, dem alle Philosophenverstiegenheit fern lag. Die verzwickte Begrifflichkeit wurde von ihm nie so hoch gewertet, daß er ob ihr die Umwelt und alles vielgestaltig Schwere der Menschengeschichte hätte vergessen können. Die sozialen Fragen waren ihm nie etwas, das unter seiner Würde stand. Und als er sich endlich von seinem Philosophenerlebnis erholt hatte, wandte sich sein Denken ohne Zögern unternehmungslustig dem gesellschaftlichen Leben zu. Zuerst befaßte er sich folgerichtig mit den bekanntern sozialen Denkern. Mit sicherem Instinkt greift er sich da die menschlich so sympathische Gestalt Peter Kropotkins heraus und nicht etwa Karl Marx, dessen in Hegelschen Begriffsnetzen hängen gebliebene materialistische Geschichtsauffassung er an späterer Stelle eingehend kritisiert. Kropotkin, dieser unermüdliche, große, warmblütige Russe entsprach einer sehr wesentlichen Seite von Willys Geisteswelt. In Kropotkin sah Willy wieder einen seltenen Zusammenhang, den Zusammenhang zwischen Gelehrten (Geograph, Biolog, Volkswirtschaftler, Historiker, Literaturhistoriker) und lebendig aktivem Gesellschaftsrevolutionär. Er sah, wie da ein Mann mit hellem, freiem Blick scheinbare, aber bisher unbeachtete Selbstverständlichkeiten ins gehörige Licht rückt und in Biologie und Geschichte schlichte Einsicht an Stelle autoritativer Schlagworte setzt. Durch Kropotkin wird die Annahme in Willy verstärkt, daß das eigentlich schaffende Leben (trotz staatlicher und kirchlicher

Bevormundung) gegenseitige freizügige Hilfe sei. Der immer frisch zugreifende, wohlwollende und so gar nicht verbildete Geist Kropotkins, der bei aller Warmherzigkeit und Begeisterungsfähigkeit doch immer auf dem Boden der harten, nüchternen Wirklichkeit bleibt, war jedenfalls für Willy ein großes Erlebnis. Kropotkin erörtert in einem schönen Buche: „Industrie, Landwirtschaft und Handwerk“ die Möglichkeit einer genossenschaftlichen Musterwirtschaft, die das Nötige produziert und die übrig bleibende, sehr reichliche freie Zeit den Wissenschaften, den schönen Künsten, dem Erfindungsgeist, der gesammelten Stille und der Geselligkeit widmet. Kropotkins frische Hoffnungsfreudigkeit, die sich auf ein großes Tatsachen- und Erfahrungsmaterial stützt, ist so belebend im Vergleich zu der allerdings sehr anders orientierten herrschenden Gesellschaft, daß unvoreingenommene Menschen immer mächtig davon berührt werden müssen. Willy bekam die lebhafteste Einsicht, daß die Staatsmänner in der Regel nicht mehr vom Leben sehen, als die Diplomatie zu sehen befiehlt. So schrieb er lange vor dem Kriege die Sätze: „Soweit unsere modernen Staaten daher nicht einfach durch die Macht der Verhältnisse zu bloßen Verwaltungsorganen des großweltlich-internationalen Verkehrs geworden sind, stehen sie in allen übrigen Gebieten dem großen aufstrebenden Geiste wie eine chinesische Mauer gegenüber. Mit dem besten Willen können unsere Staatsmänner nichts wahrhaft Großes schaffen. Gerade weil in unserem Zeitalter sich viel Großes und Freies regt, zeigt sich nur um so deutlicher, daß der schaffende Geist nur in der Freiluft — aber nicht hinter den Mauern der Bureaokratie leben kann. — Als rivalisierende Handelsstaaten sind die europäischen Staaten genötigt, den Krieg zu wollen, obschon sie ihn verabscheuen. — Schon mitten im Frieden erfüllen stehende, kriegsbereite Heere die Erde, die Gewässer und nächstens auch die Lüfte. Ein solches Medium erdrückt die Geistesmacht der Nationen. — So viel ist doch gewiß, daß gerade die stärksten Geister ganz unabhängig vom Staat und sehr oft gegen den Staat ihre besten Kräfte entfalten. Sollten nun alle diese besten Kräfte nicht vergeblich arbeiten, so haben dieselben offenbar die Tendenz, eine machtvolle, überstaatliche, ganz freie Solidarität zu erzeugen.“

Weil dem so sei, meinte Willy, müssen wir aus Liebe zur Sache und im Dienste der Gattung ewig fortrümpfen und weiter kämpfen gegen Egoismus und Servilismus in jeglicher Gestalt. Nur dann gelinge es uns vielleicht, eine dauerhafte höhere Kultur zustande zu bringen, und damit auch, was in Europa noch fast ganz fehle, eine von Nationalpolitik und verengendem Nationalismus unabhängige öffentliche Meinung. Willy war der Ansicht, daß man die sozialen Fragen nicht durch Gesetze oder Verordnungen oder Revolutionen aus der Welt schaffen könne. Alles was insbesondere der rein geistige Mensch in sozialer Hinsicht leisten könne, sei eine Aufrüttelung und Erwärmung der gesellschaftlichen Umgebung. So war er weit davon entfernt in den wirtschaftlichen Reformen mehr als zwar nötige aber

immerhin bloße grobe Wegmacherarbeit zu sehen. Die geistigen Menschen hatten für ihn allezeit nur die eine Aufgabe, abgesehen von aller niederziehenden oder fördernden Umgebung das Bessere in sich durchzusetzen um so einen lebendigen unverwüßlichen Geisteszusammenhang von Geschlecht zu Geschlecht zu erschaffen. Ob man dabei nahen Sieg oder sichtbaren Erfolg in der jeweiligen Generation habe, dürfe man nach seiner Meinung gar nicht fragen. Er war der tapferen Meinung, daß zum Genie einer geboren sein müsse, daß ein Held aber jeder bessere Normalmensch sein könne, insofern er an den rechten Platz gestellt werde.

VII.

In verschiedenen Publikationen durchwanderte Willy ein weites Lebensgebiet. Bei ihm könnte man Lesen lernen. Er stellte sich beim Lesen ständig die Aufgabe, in möglichst knapper Weise das Gelesene zusammenzufassen, den wesentlichen Inhalt eines Buches, wenn nicht in ein paar Sätzen, so doch in ein paar Seiten wiederzugeben. Nicht das was bloß Schule macht, ist für ihn von Bedeutung, sondern was ins volle Leben wirkt und Leben weckt. Wesentliche Sympathie fühlte Willy überall wo er kräftigen unbureaukratischen Freiluftmenschen begegnet, wie Kropotkin, Thoreau, Robert Owen, Guyau, Ludwig Rütimayer, Jakob Burckhardt.

Seine eigentlichen Lieblinge waren reine gütige Menschen, wie Jean Marie Guyau, die zugleich naturwüchsig, intelligent und kritisch sind. Da fand er die wärmsten menschlichen Töne. Da wo sonst Geschiedenes in einzelnen Menschen nicht als Mißmascherei sondern in organischer Vereinigung ihm begegnet, atmet er auf. So sieht er in Guyau vereinigt den Sozialisten, Demokraten, den ästhetischen Menschen und den Poeten, den wissenschaftlichen Analytiker und das religiös empfindende Gemüt, den bescheidensten, kindlichsten Menschen und den lebendigsten, kühnsten Geist. Von ihm schreibt er das schöne zusammenfassende Wort: „Ein Mensch, der in einer großen Liebe lebt, sei es in einer lebendigen Mutterliebe, sei es in einer vollen Hingabe an das Schöne oder in einer zu Herzen gehenden Wahrhaftigkeit, braucht keine besondere Moral und Religion. Was uns aus dem großen Liebesgrunde des Lebens aufsteigt, ist von selbst Religion und Moral.“ — Willy erkannte auf den ersten Blick, was Guyau von den ihn sonst vielfach verwandten ältern französischen Moralisten vom Schlage Montaignes, Bauvenargues, La Rochefoucauld, Fontenelles, Helvetius so auszeichnend unterschied: die große soziale Einsicht, verbunden mit dem zartesten sozialen Mitgefühl. Für Willy wie für Guyau war es selbstverständlich, daß Künstler und Dichter, die nicht mehr zu lieben verstehen, in ihrem Schaffen steril bleiben.

In Thoreau, dem freiwilligen amerikanischen Robinson, der wie die Wilden in der freien Natur lebte, sah Willy einen jener Elementargeister, die weder von den spezifisch überfeinerten Gelehrten, noch von

den eigentlichen Kunstmenschen gewürdigt zu werden vermögen. Um so lieber sei er ihm, denn er sei sich bewußt, daß die Quelle aller tiefsten Forschung nicht minder als aller feinsten Kunstblüte nur der phantasiemäßig gehobene Nachklang und Zusammenklang eines umfassenden Naturgefühls sei.

In Robert Owen erblickte Willy den Typus eines Menschen, der äußerlich in den Augen der Welt überall materiell und ideell geschlagen ist, aber doch bis ans Ende unbefiegbarer Enthusiast und tätiger Anreger bleibt.

Die Gestalten von Ludwig Rütimeyer und Jakob Burckhardt, den beiden berühmten Basler Gelehrten, bilden den bedeutungsvollen Abschluß eines eigenartigen Buches: „Der deutsche Tieffinn und der welsche Bonzens.“ Es kann dies heute mehr als je aktuelle Werk wohl als geistvoller Querschnitt durch die Kultur der Gegenwart aufgefaßt werden, der Gegenwart, wie sie vor dem Kriege sich uns darbot. Hier wurde an Hand einer langen Reihe von Denkern, am ausführlichsten von Henri Bergson und von Hugo Münsterberg spezifisch Welsches und spezifisch Deutsches nach Möglichkeit auseinander gehalten, um dann schließlich darauf hinzuweisen, wie alle derartigen Gegensatzkonstruktionen durchaus ohne wirkliche Tiefe seien. In Burckhardt und Rütimeyer zeichnet er dann zwei übernationale Geister, die beide den „typischen“ Menschen irgend einer Nation weit überlegen seien. Aber auch hier bei aller Sympathie geht Willy selbständig kritisch vor und sucht das Tragische und Ungelöste in beider Leben durchaus nicht zu vertuschen. Ludwig Rütimeyer verbinde mit einem ewig frischen Naturgefühl und unverwüßlich impulsiver Beobachtungsgabe keine dementsprechende Menschheitsidee. Er sei ein verdüsterter Genosse des neunzehnten Jahrhunderts im Kulturorden. Jakob Burckhardt mit seinem außerordentlichen Kulturgefühl, seiner Tiefe und Universalität, schildert er als einen Mann, dem die Wahrheit und die Verwandtschaft mit allem Geistigen über das blinde Lobpreisen der Heimat ging. Sein menschheitsgeschichtlicher Erkenntnisenthusiasmus sei so weit gegangen, daß er darob eigenes Glück und Unglück fast vergessen habe. Aber auch in ihm glaubt Willy einen Mangel an produktivem Gleichgewicht zu erkennen. Die Ursache liege wohl darin, daß Burckhardt im Verhältnis zu seinen großen Anlagen allzu sehr Historiker und zu wenig Mensch aus erster Hand gewesen sei.

Willy träumte dann davon, wenn das überquellende Naturgefühl bei Rütimeyer und die universelle Menschheitsidee bei Burckhardt in einer menschheitlichen Kulturfamilie vereint auftreten würden; dann, meinte er, wäre der geschichtliche Widerstreit zwischen Mensch und Natur und der soziale Widerstreit zwischen den Intellektuellen und Aktuellen verschwunden.

VIII.

Nun ich will hier mit den Andeutungen der Einzeldarstellungen abbrechen. Auch will ich nicht weiter auf die vielen, kräftig angefaßten

Probleme aus dem philosophischen, religiösen, künstlerischen und sozialen Leben diesseits und jenseits des Ozeans eintreten. Alles drängte bei ihm schließlich auf eine Gesamtbildung des Lebens. Und wenn er nun zu einem zusammenhängenden Gedankengebilde schritt, so war bei Willys starker Anschauung und gestaltungskräftigen Phantasie sicherlich kein leeres, steriles hochtrabendes Schema zu erwarten. Sein Werk: „Die schöpferische Menschheit (ein kosmosozialer Zusammenhang)“ bildete für ihn den Abschluß einer langen Wanderfahrt. Daß es zugleich das letzte Werk sein sollte, das er selber der Öffentlichkeit darbieten konnte, wußte er freilich nicht. Da ich im Schweizer Jahrbuch der süddeutschen Monatshefte (August 1913) die Gedankengänge dieses Werkes ausführlich dargestellt habe, will ich mich hier nicht wiederholen. Auch in Bezug auf meine von Willy abweichenden Meinungen, die sich wesentlich auf Begriff und Wert transzendentaler Gedankengänge beziehen, kann ich auf jene Publikation verweisen.

In letzter Linie hat sich meiner Meinung nach in Willys „Schöpferischer Menschheit“ die Gefühlswülle, das kosmisch soziale Liebesleben Willys zur „Theorie“ verdichtet. Im inneren Widerstreit seines Lebens hat hier der synthetische Gefühlsmensch über den wissenschaftlichen Analytiker den Sieg davongetragen.

Seither ist Willy für die Öffentlichkeit still geworden. Freilich ließ sich sein starker Geist durch das ungeheure Erleben des Krieges nicht aus seiner Bahn treiben. Er arbeitete weiter; aber zur Publikation sind zu seinen Lebzeiten die Gedanken seiner letzten Jahre nicht mehr gekommen.

Und nun ist unerwartet rasch Willy auch für seine Freunde still geworden. Eine schmerzliche Lücke klafft. Den Ueberlebenden aber bleibt immerdar die Aufgabe, die Fackel weiter zu reichen, damit die Glut des unabhängigen, freien und tapfern Geistes, die in unserem gedanken- und wortmächtigen Freunde zu so starken Flammen emporlohte, von Geschlecht zu Geschlecht erhalten bleibe.¹⁾ U. W. Züricher.

¹⁾ Folgende sind die wesentlichsten Publikationen von Rudolf Willy:

Verschiedene Artikel in der Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie (1892—1896). — Karl Viktor von Bonstetten (Neujahrsblatt der literarischen Gesellschaft. Bern, 1898). — Karl Hebler (Ein Nekrolog in „Euphorion“, Zeitschrift für Literaturgeschichte, 1899. — Die Krisis in der Psychologie (Verlag: Neisland, Leipzig 1899). — Friedrich Nietzsche (Eine Gesamtschilderung) Verlag. Schultheß & Co., Zürich 1904. — Gegen die Schulweisheit (Eine Kritik der Philosophie). Verlag: Albert Langen, München 1905. — Gegen die Uebermacht der Gesellschaft (Artikelserie in der inzwischen eingegangenen Zeitschrift „Polis“, Zürich 1906—1908). — Die Gesamterfahrung vom Gesichtspunkt des Primärmonismus. Verlag: Schultheß & Co., Zürich 1909. — Ideal und Leben vom sozialen Gesichtspunkte. Verlag: Schultheß & Co., Zürich 1909. — Der deutsche Tiefinn und der welsche Bonsens (Eine Kulturperspektive in Beispielen). Verlag: Schultheß & Co., Zürich 1911. — Die schöpferische Menschheit (Ein kosmosozialer Zusammenhang). Verlag Dr. A. Deglaff, Berlin 1914.